Nr. 191. 20. Jahrgang.

# Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“) beträgt: durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich M. 1,20, vierteljährlich M. 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus.
Einzelne Nummer 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustrierter Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ 10 ₰
Verantwortlicher Redakteur: Gustav Wabersky in Hamburg.

Sonnabend, den 18. August 1906.

Anzeigen werden die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰ für den Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abends), in den Filialen (bis 4 Uhr Nachmittags), sowie in sämtlichen Annoncen-Bureaux.
Redaktion und Expedition: Fehlandstraße 11 in Hamburg.

Filialen: **Süd-St. Pauli** bei Carl Lementzow, Seilerstr. 27, pt. l. **Nord-St. Pauli, Eimsbüttel, Langenfelde** bei Carl Dreyer, Margarethenstr. 72, Eimsbüttel. **Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel** und **Winterhude** bei Ernst Großkopf, Lehmweg 51, Eppendorf. **Barmbeck, Uhlenhorst** bei Theodor Petereit, Bachstr. 12, Barmbeck. **St. Georg, Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn** und **Schiffbeck** bei Carl Ortel, Baustr. 26, Borgfelde. **Hammerbrook, Rotenburgsort, Billwärder** und **Bedbel** bei Rud. Fuhrmann, Schwabenstr. 33, Hammerbrook. **Eilbeck, Wandsbeck** und **Hinschenfelde** bei Franz Krüger, Sternstr. 36, Wandsbeck. **Altona** bei Friedrich Ludwig, Bürgerstr. 118, Altona. **Ottensen, Bahrenfeld** bei Johannes Heine, Bahrenfelderstr. 140, Ottensen.

**Hierzu eine Beilage.**

## Panamerika.

Schon vor mehr als einem halben Jahrhundert wurde der Anschauung Ausdruck gegeben, das aufstrebende Amerika werde nach Erschließung seiner unermeßlichen Hülfsquellen das „altersschwache“ Europa überflügeln und durch die Entwicklung seiner wirtschaftlichen und handelspolitischen Verhältnisse die erste Weltmacht werden. Davon ist Amerika noch weit entfernt, aber ohne Zweifel ist es diesem Ziele näher gekommen, wovon sich der aufmerksame Beobachter leicht überzeugen kann. Der Panamerikanismus, jene Bestrebungen, welche die sämtlichen Staaten des amerikanischen Kontinents zu einem einzigen großen Bunde vereinigen wollen, macht Fortschritte. Man pflegt in der neunmalweisen „nationalen“ Presse Deutschlands über die panamerikanischen Kongresse zu spotten, die bisher noch keine greifbaren Resultate geliefert zu haben schienen. Auch dieses Jahr hat ein panamerikanischer Kongreß in Rio de Janeiro, der Hauptstadt der Republik Brasilien, getagt, der sich theoretisch mit einer gegenseitigen Bevorzugung der amerikanischen Waren in den amerikanischen Staaten beschäftigt hat. Diese Theorien wurden wenig beachtet; es kam aber mit einem Male anders, denn die brasilianische Regierung hat zugleich den Vereinigten Staaten von Nordamerika für eine ganze Reihe von Warenkategorien, namentlich Industrieprodukten, eine Zollermäßigung von 20 pZt. gewährt. Man führt diese Maßregel auf direkte Einwirkungen des Präsidenten Roosevelt zurück, der den Artikel 3 des Dingley-Tarifs ausgenutzt haben soll. Dieser Artikel gibt nämlich dem Präsidenten der Vereinigten Staaten die Befugnis, die Zollfreiheit für gewisse amerikanische Produkte aufzuheben, und so soll Roosevelt, indem er die brasilianische Kaffeeausfuhr nach Nordamerika bedrohte, die genannte Vergünstigung bei Brasilien erreicht haben.

In der deutschen und sonstigen europäischen Handelswelt erhebt sich nun ein großer Lärm über den brutalen Roosevelt, welcher den Vereinigten Staaten auf dem brasilianischen Markte eine erleichterte Konkurrenz schaffen und so dem europäischen, namentlich auch dem deutschen Handel Abbruch tun will. Zweifellos hat Roosevelt diese Absicht. Aber man kann ihm von seiten des Deutschen Reichs deshalb ganz gewiß keinen Vorwurf machen, nachdem dasselbe auf Betreiben der beutegierigen Junker und Agrarier seine Grenzen gegen ausländische landwirtschaftliche Produkte mit hohen Zöllen gesperrt und auch noch sonstige Erschwerungen der Wareneinfuhr in Anwendung gebracht hat. Den ostelbischen Junkern kommt es freilich nicht darauf an, mit der ganzen Welt in Zollkrieg zu leben.

Die deutsche Handelswelt ist über das Vorgehen Brasiliens dermaßen empört, daß sie sofort Rache genommen wissen will. Aber bei Leibe nicht an den Junkern und Agrariern, die doch an allem die Schuld tragen, indem sie das Ausland und namentlich Amerika herausfordern. Nein, an Brasilien soll Vergeltung geübt werden. Brasilien führt sehr viel Kaffee nach Deutschland aus und so wird die Reichsregierung angerufen, der brasilianischen Regierung mit Maßregeln zur Erschwerung dieser Ausfuhr zu drohen. Maßregeln, die der Reichstag erst genehmigen muß. Die gegenwärtige Brotwucher-Mehrheit wird sie mit Vergnügen genehmigen. So zeitigt die „böse Tat“ der Agrarier fortzeugend stets neues Unheil innerhalb und außerhalb des Reichs und Länder, die in den friedlichsten Handelsbeziehungen mit einander leben könnten, verfolgen sich fortgesetzt mit Schikanen und Feindseligkeiten.

Man weist in der deutschen Handelswelt darauf hin, ein energisches Vorgehen des Deutschen Reichs sei erforderlich, weil sonst auch andere südamerikanische Staaten sich zu einem ähnlichen Entgegenkommen gegen die Union entschließen könnten.

Hier sehen wir also ganz deutlich und unverkennbar die Fortschritte des Panamerikanismus. Auf dem Wege der Zoll- und Handelsverträge wird die politische Annäherung vorbereitet, wie es in Europa und auch in Deutschland schon so oft geschehen ist.

Die Yankees sind sehr geriebene Leute. In Montevideo hat der nordamerikanische Staatssekretär Root auf die Alarmsignale der Presse in Europa geantwortet; er sagte:

„In der wachsenden Freundschaft zwischen den Vereinigten Staaten und dem lateinischen Amerika liegt nichts, was die Interessen der alten Welt gefährden könnte, deren Länder mehr Nutzen haben von der Unabhängigkeit der amerikanischen Republiken als es der Fall wäre, wenn das unklüge koloniale Regierungssystem jener Länder fortgedauert hätte. Durch die Schaffung freier Nationen in Amerika hat die alte Welt einen wertvollen Abzugskanal für ihren Gewerbefleiß, Beschäftigung für ihren Handel, Nahrungsmittel für ihre Völker und Zuflucht für die Armen und den Bevölkerungsüberschuß erhalten. Jetzt folgt unsere Wohltat der ihrigen, und wir sind dabei, in reichem Maße mit Zinsen zurückzugeben, was wir von der alten Welt erhalten haben.“

Das ist sehr schön und sehr — schlau gesagt. Mit den „Zinsen“ ist es eine eigene Sache; das klingt wie Hohn und erinnert an die „Befreiung“ Kubas durch die Nordamerikaner.

Wohl sind die amerikanischen Staaten auf freiheitlichen, demokratischen Grundlagen errichtet und wir sind die letzten, welche die vielen Vorzüge amerikanischen Wesens bestreiten möchten. Aber in dieser Freiheit hat sich auch der Kapitalismus getummelt und sich dermaßen entwickelt, daß seine Auswüchse zum Verbrechen und zum Aberwitz werden. In den südamerikanischen Staaten herrschen trotz aller gesetzlichen Freiheit manchmal als Despoten glückliche Räuber, die ihre Beutezüge unter dem Namen von „Revolutionen“ unternehmen. Diese Erscheinungen mögen viel dazu beitragen, daß die panamerikanischen Bestrebungen so langsame Fortschritte machen. Aber sie sind, wie wir gesehen, im Gange. Wenn die sämtlichen amerikanischen Staaten sich handelspolitisch zusammengeschlossen und dem Ausbruche von Kriegen unter einander durch entsprechende Verträge und Schiedsgerichte vorgebeugt haben, dann bilden sie das mächtigste Gemeinwesen der Erde, welches mit Waffengewalt anzugreifen sich niemand erdreisten wird. Die europäische Konkurrenz wird sich einer solchen Macht gegenüber auf dem Weltmarkt nicht mehr halten können, wenn die industrielle und landwirtschaftliche Entwicklung Amerikas ihren Höhepunkt erreicht haben wird. Aber aus diesem Kampfe muß schließlich ein Ausgleich hervorgehen, so daß die Reichtümer Amerikas der Welt zum Heile gereichen. Das kann freilich nur geschehen, wenn drüben die Klassenherrschaft der Yankees ebenso gebrochen wird, wie bei uns die Klassenherrschaft der Schlot- und Krautjunker gebrochen werden muß. Sonst wird drüben die Macht des neuen großen Gemeinwesens nur im Interesse der Yankees gemißbraucht, die ja zur Zeit schon so eifrig bestrebt sind, aus der großen Union immer mehr einen Militärstaat zu machen.

Wenn das geeinigte Amerika ein Hort des Friedens und der Freiheit werden soll, so muß man dringend wünschen, daß in der Zwischenzeit die sozialistische Bewegung sich ausbreitet und daß die zum Klassenbewußtsein gelangten Arbeiter genügend politische Macht erobern, um die innere und äußere Politik des Gemeinwesens zu bestimmen. Das würde dann für die endgültige Befreiung des Proletariats in der ganzen Kulturwelt von der größten Bedeutung sein.

Möglich, daß unsere Diplomatie auch in Amerika bald vor Tatsachen steht, von denen sich ihre Schulweisheit nichts hat träumen lassen. Denn dort drüben geht es rasch mit der Veränderung der Dinge.

## Die Revolution in Rußland.

### Der blutige Tag von Warschau.

Im Laufe des Mittwoch sind, wie nunmehr feststeht, bei den verschiedenen Zusammenstößen **28 Polizisten und 15 Privatpersonen getötet und 18 Polizisten und etwa 100 Privatpersonen verwundet worden.**

*

### Ueberfälle.

Am Mittwoch Abend überfiel 10 Werst von Kostroma eine Schar junger Bauern mehrere Sommerwohnungen. Während einige Besitzer sich mit Geld loskauften, wurde die Wohnung eines anderen verwüstet und der Inhaber mißhandelt. Die deutschen Bewohner der Stadt ziehen fort.

Die „Frankf. Ztg.“ meldet aus Odessa: Auf dem hiesigen Bahnhof überfielen gestern sieben Anarchisten den Eisenbahnkassierer, nahmen ihm 5500 Rubel, flüchteten dann und warfen unter die sie verfolgenden Polizisten eine Bombe, wobei ein Polizist getötet und ein anderer verwundet wurde. Es gelang jedoch, drei der Anarchisten zu verhaften.

*

### Den Schergen entronnen.

Das Ministerium des Innern erhielt die Nachricht, daß heute Vormittag in einer Entfernung von 227 Werst von Petersburg auf der Warschauer Eisenbahn der von der Regierung der Schweiz wegen Teilnahme an dem Raubüberfalle auf die Moskauer Kreditgesellschaft ausgelieferte Bjelenzow sich aus dem Fenster des von Warschau kommenden Zuges hinausstürzte. Einer der ihn bewachenden Gendarmen sprang sofort nach. Trotzdem Bjelenzow sich starke Verletzungen zugezogen hatte, gelang es ihm, in den Wald zu flüchten. Soldaten durchsuchen gemeinsam mit den Bauern den Wald.

*

### Gemetzel in Warschau.

In der Vorstadt Wolowa explodierte heute vor einer Prozession von aus Rokitno zurückkehrenden Pilgern eine Petarde. Von einer vorbeimarschierenden Militärabteilung wurde hierauf in der Richtung auf die Prozession geschossen, wobei 10 Personen verwundet worden sind.

## Von der Weltbühne.

**Podbielskis Rücktritt?** Wie wir gestern bereits mitteilten, haben Berliner Blätter, darunter die „Deutsche Tageszeitung“, gemeldet, daß der Landwirtschaftsminister v. Podbielski in den nächsten Tagen sein Abschiedsgesuch einreichen werde. Nach der „Staatsbürgerztg.“ hat der Kaiser ihn aufgefordert, diesen Schritt zu tun, worauf der Minister resigniert geantwortet habe: „Viele Hunde sind des Hasen Tod.“ Dieselbe Mitteilung bringt die „Post“. In ihrer neuesten Nummer schreibt die „Deutsche Tageszeitung“:

„Den Gerüchten über den demnächst zu erwartenden Rücktritt des Landwirtschaftsministers stehen wir ebenso zweifelnd gegenüber, wie den früheren ähnlichen Mitteilungen, weil wir, soweit die Verhältnisse bis jetzt bekannt geworden sind, tatsächlich keinen stichhaltigen Grund zu erkennen vermögen, der den Minister, der sich übrigens nicht in Berlin aufhält, veranlassen könnte, aus dem Amte, in dem er ohne Frage viel Gutes gewirkt und Treffliches geleistet hat, zu scheiden. Hiesige unterrichtete Kreise teilen unsere Zweifel und meinen, daß entscheidende Entschlüsse zur Zeit kaum gefaßt worden sein können.“

Der Berliner Korrespondent des „Hannoverschen Courier“ meint, die Meldung vom Rücktritt Podbielskis sei „den Tatsachen vorausgeeilt“. Seine Sache sei beim Kaiser noch nicht entschieden; daß sie in der von der „Staatsbürgerztg.“ angedeuteten Weise ihre Lösung finden werde, sei zum mindesten wahrscheinlich. „Das Glück, das so lange mit Herrn Viktor v. Podbielski war, scheint ihm nun wirklich den Rücken zu kehren. Das Glück, oder wenn man will, der sichere Instinkt, der ihn sonst an allen Klippen — und es hat deren mehrere gegeben in der Zeit seiner Ministerschaft — vorbeischiffen ließ. Nicht, daß man an irgend welche juristisch faßbaren Verfehlungen des Ministers glaubte, an sie haben ja selbst die politischen Gegner des Ministers nicht geglaubt, aber es scheint fast, daß man an „allerzuständigster Stelle“ und an einigen anderen, denen auch Herr v. Podbielski eine gewisse Zuständigkeit wird zubilligen müssen, an dem Verhalten des Ministers in der immerhin peinlichen Affäre Tippelskirch keinen Geschmack findet; daß man ihm geradezu vorwirft, für gewisse Imponderabilien kein Verständnis gehabt zu haben. Wenn derlei Stimmungen überhaupt erst an amtlicher Stelle aufkommen, pflegt der blaue Brief nicht mehr fern zu sein.“

**„Schritte vom Wege.“** Unter dieser Spitzmarke schreibt die „Nationalliberale Correspondenz“ über das Verhältnis Podbielskis zu der Firma Tippelskirch u. Co. wie folgt:

„Trotz seiner früheren militärischen Laufbahn wird niemand dem Minister ein ungemein ausgesprochenes praktisches Talent absprechen wollen; er ist ein Mann ohne bureaukratische Schablone und von kaufmännischer Begabung. Diese zu verwerten, nachdem er die militärische Laufbahn verlassen, kann ihm eher zum Lobe als zum Tadel gereichen. Aber in dem Augenblicke, wo er wieder in den Staatsdienst an hervorragende und leitende Stelle trat, mußte er solche Verbindungen, die ihn direkt oder indirekt an die Firma Tippelskirch fesselten, nach den guten Ueberlieferungen der preußischen höchsten Beamtenschaft und des Staates gänzlich fallen lassen. Es kommt gar nicht darauf an, ob er diese Geschäfte im Jahre 1897, 1900, 1905 teilweise löste oder in andere Formen goß — die Tatsache bleibt bis jetzt unwiderlegt, daß ein Zusammenhang zwischen ihm und jener Firma noch besteht und daß eine nicht genau bezeichnete „zuständige Stelle“ an einer solchen geschäftlichen Verbindung eines Ministers keinen Anstoß nahm. Das widerspricht den bisherigen guten Ueberlieferungen des preußischen Beamtentums und bedeutet einen verhängnisvollen Schritt vom Wege, der in erster Linie der vollen, einwandsfreien Aufklärung, dann aber im Interesse vor weiteren Konsequenzen der entsprechenden Redressierung bedarf, wenn nicht mit seiner weiteren Duldung der Bruch mit einer der bewährtesten Traditionen des preußischen Staates ausgesprochen werden soll.“

Der Nationalliberalismus ist an diesen Schritten vom Wege mitschuldig, und zwar ganz erheblich. Er hat durch seinen kolonialpolitischen Fanatismus den Geist mit gezüchtet, der das Geschäftsgebaren der Tippelskirch und Konsorten möglich machte.

**Noch etwas zur Monopolwirtschaft der Firma Woermann** geben wir nach dem „Berliner Tageblatt“ hier wieder.

„Die Woermann-Linie berechnet für die Beförderung von Lebensmitteln von Hamburg nach Swakopmund bei einer Reisedauer von 25 Tagen pro Kubikmeter M 43, der Norddeutsche Lloyd dagegen für die 50 Tage in Anspruch nehmende Reise von Hamburg nach Tsingtau nur M 37,50 Frachtkosten. Obwohl also die Fahrtdauer noch einmal so lang ist, befördert der Lloyd bedeutend billiger als die Woermann-Linie. Außerdem gibt der Lloyd der Regierung noch einen Rabatt von 20 pZt. Die Beförderung einer mittelgroßen Kiste Konserven von Hamburg nach Swakopmund kostet beispielsweise M 5,30 Fracht; von Hamburg nach Tsingtau kostet dieselbe Kiste bei der doppelt großen Entfernung an Fracht nur M 4,40 und der Regierung unter Abrechnung des Rabatts sogar nur noch M 3,70. Das macht einen Unterschied von 40 pZt. bei der halben Leistung! Rechnet man das pro Jahr zusammen, so kommt man zu ganz ungeheuren Summen. Die Regierung läßt jährlich zirka 250 000 Kubikmeter nach Swakopmund befördern. Daran hat die Woermann-Linie allein einen Uebergewinn von 3 Millionen Mark; denn es ist doch wohl anzunehmen, daß der Norddeutsche Lloyd die Güter von Hamburg nach Tsingtau nicht ohne Verdienst befördert, sondern noch ein gutes Geschäft dabei macht. Dabei bleibt zu berücksichtigen, daß der Lloyd trotz seines bedeutend niedrigeren Frachtsatzes noch die erheblichen Gebühren für die Passierung des Suezkanals zu bestreiten hat.

Der Firma v. Tippelskirch & Co. in der Potsdamerstraße ist nebenbei bemerkt die Berliner Agentur der Woermann-Linie und der Ostafrika-Linie übertragen. Diese Linie, auf der zur Zeit die Reichstagsabgeordneten gratis spazieren fahren, besteht aus fast genau denselben Gesellschaftern, wie die Woermann-Linie und erhält vom Reiche eine jährliche Subvention von M 1 315 000. Hiernach sollte man es für selbstverständlich halten, daß die Linie die Güter der Regierung möglichst billig und jedenfalls nicht teurer als für Private befördert. Tatsächlich ist im Reichstage unbestritten zur Sprache gebracht worden, daß die Fracht nach der Stadt Beira in Portugiesisch-Ostafrika, die etwa 600 Seemeilen weiter liegt als die deutsch-ostafrikanischen Plätze, von der Ostafrika-Linie billiger berechnet wird, als nach unserer deutschen Kolonie Ostafrika.

Bezeichnend ist die Tatsache, daß sie für den Transport von Regierungsgütern für die kurze Strecke von Kapstadt nach Lüderitzbucht höhere Kosten berechnet hat, als die Fracht von Hamburg nach Brasilien beträgt. Eine englische Dampfergesellschaft hatte sich erboten, dafür weniger als die Hälfte zu liquidieren. Dieses der Kolonialabteilung — dem Prinzen Hohenlohe und dem Finanzreferenten Dr. Seitz — unterbreitete vorteilhafte Angebot, durch das Millionen erspart werden können, hat seitens der zuständigen Behörde keine Berücksichtigung erfahren.

Ebenso hat eine ganze Anzahl Hamburger Reeder sich zum Transport von Regierungsgütern usw. gegen niedrigere Frachtsätze erboten. Von diesen Offerten hat die Kolonialabteilung bisher keinen Gebrauch gemacht.

**Die Privatmonopolwirtschaft** vermehrt die an sich schon ungeheuren Lasten, die dem Volk der Militarismus auferlegt, um gewaltige Summen. Welche Profite bei der Panzerflotten- und Geschützproduktion in Betracht kommen, das ergibt eine im „Berl. Tageblatt“ veröffentlichte interessante Gegenüberstellung früherer und gegenwärtiger Preise:

| | |
|---|---|
| 1893 kostete ein 15-cm-Geschoß bei Krupp.... | 45,00 M. |
| jetzt kostet „ „ „ Ehrhardt . | 17,00 M. |
| 1900 kosteten Kanonenrohre „ Krupp .... | 3330,00 M. |
| 1900 „ Seelenrohre und Mantelblöcke „ Ehrhardt . | 1950,00 M. |
| 1900 „ Vollrohrblock „ Ehrhardt . | 1300,00 M. |
| 1897 und 1898 kosteten Stahlkerne für 15-cm-Granaten bei Krupp .... | 35,00 M. |
| „ Ehrhardt . | 30,50 M. |
| „ Witten ... | 34,40 M. |
| „ Bochum .. | 32,25 M. |
| „ Phönix ... | 28,00 M. |
| 1903 kosteten dieselben bei allen nicht mehr als 17,20 bis | 20,00 M. |
| 1900 kosteten 15-cm-Granaten bei Krupp (selbst) | 40,50 M. |
| „ Ehrhardt .. | 27,85 M. |
| „ Bochum ... | 27,85 M. |
| „ Phönix.... | 26,50 M. |
| „ Staatlichen Betrieben .. | 31,30 M. |
| 1900 kosteten 21-cm-Granaten bei Krupp .. | 102,00 M. |
| bei allen anderen nur ..... | 89,00 M. |
| Inzwischen sind Ehrhardt und Witten für 21-cm-Granaten auf ..... | 68,60 M. |
| heruntergegangen. Infolgedessen berechnet Krupp seit 1903.... | 67,50 M. |
| Früher war er also 35 M. (über 50 pZt.) teurer | |
| 1901 kosteten 21-cm-Granaten..... | 113,00 M. |
| | 125,00 M. |
| und | 114,00 M. |
| 1904 dagegen infolge Heranziehung der Konkurrenz | 98,00 M. |

Die Klagen über unerhörte Preistreibereien der beiden deutschen Fabriken von Nickelstahlpanzerplatten, Krupp und Stumm, sind schon vor einer Reihe von Jahren erhoben worden. Bereits beim zweiten Flottengesetz kam diese Schröpfung des Reiches und der Steuerzahler zur Sprache. So wurde 1900/1901 in der Budgetkommission festgestellt, „daß es dem Marineamt der Vereinigten Staaten bereits im Vorjahre gelungen sei, eine Preisreduktion auf 455,52 Dollars oder M. 1920 zu erlangen, während die deutsche Marineverwaltung M. 2320 pro Tonne oder zirka M. 400 pro Tonne mehr zahle. Da jeder Jahresetat der Marine etwa 7500 Tonnen dieses Materials enthalte, bilde die Nachforderung der deutschen Produzenten einen Nachteil von etwa drei Millionen Mark jährlich für das Deutsche Reich“. Die Kommission fordere deshalb, entweder die ausländische Konkurrenz zu den Lieferungen heranzuziehen oder die Errichtung eines Nickelstahlpanzerplattenwerkes für Rechnung des Reiches anzustreben. Bald darauf teilte dann der Staatssekretär v. Tirpitz mit, daß Krupp seinem Patriotismus einen Stoß versetzt habe und M. 150 pro Tonne nachlassen wolle, das Reich sollte also nur um M. 250 pro Tonne überteuert werden!

Ende Mai 1901 trat die Angelegenheit abermals in ein neues Stadium. Die Panzerplattenpatrioten sollten sich bereit erklärt haben, nicht M. 2320 und auch nicht M. 2070, sondern M. 1920 vom Reiche zu nehmen, wenn ihnen der Marinegesamtbedarf bis zum Jahre 1907 fest übertragen werde. Die klerikale „Köln. Volksztg.“ bemerkte dazu: „Die maßgebenden Personen dürften sehr wohl wissen, daß die seither mit M. 2320 pro Tonne bezahlten Platten den Herstellern nur M. 950 bis 1000 pro Tonne kosten und daß, selbst wenn sie jetzt eine Herabsetzung des Preises auf M. 1920 erreichen, den Fabrikanten immer noch ein Nutzen von 100 pZt., auf die Herstellungskosten berechnet, bleiben würde. Glaubt nun das Reichsmarineamt wirklich, unter allen Umständen 100 pZt. teurer fabrizieren zu müssen, und womit will es diese Ansicht begründen? Schon vor längerer Zeit ist mitgeteilt worden, daß ein rheinisches Konsortium sich bereit erklärt habe, vom Jahre 1903 ab gleiche Qualität Nickelstahlpanzerplatten zu M. 1550 pro Tonne, also M. 770 billiger, als seither an die Lieferanten bezahlt wurde, zu liefern, wenn ihm nur die Zusage eines entsprechenden Teiles der künftigen Lieferungen gegeben werde. Diese Offerte scheint auch zur Kenntnis der seit-

---

[14] (Nachdruck verboten.)

## Hans im Glücke.

Roman von Henrik Pontoppidan, Uebersetzerin Mathilde Mann.

Indes schleppte sich der Ball träge durch die ersten Tänze hin, offenbar ohne großes Vergnügen für andere, als für die Dienstboten des Hauses, die von Zeit zu Zeit, hinter einer Tür stehend, in den Saal gucken durften. Erst nachdem die Herren einige in den Nebenräumen aufgestellte Erfrischungen entdeckt hatten, entwickelte sich mehr Leben. Im übrigen war die Herrengesellschaft ziemlich gemischt und der Ton recht ungeniert, wie das leicht in sonst gebildeten Familien der Fall ist, wenn keine erwachsenen Söhne da sind und man sich die Tänzer durch Bekannte und Bekannte von Bekannten verschaffen muß, ohne andere Garantie als eine Adresse aus dem Adreßbuch. Die Geladenen fühlten sich dem Hause, das sie besuchten, in keiner Weise verpflichtet; man benahm sich ganz ungezwungen, gähnte und kritisierte und machte Ansprüche, ganz wie in einem öffentlichen Lokal.

Der Wirt, ein kleiner weißhaariger Mann, der selber den Namen seiner Gäste nicht kannte, bewegte sich ängstlich in den Zimmern umher, der Fremdeste unter allen. Mit einem gezwungenen Gesellschaftslächeln führte er gewissenhaft das ihm von Frau und Töchtern auferlegte Amt aus: die Tänzer zum „Arbeiten“ zu bewegen. Wenn er einen Herrn unbeschäftigt vor einem der Gemälde im Wohnzimmer stehen oder sich ein wenig lange bei den Erfrischungen aufhalten sah, stellte er sich neben ihn und leitete eine Unterhaltung ein, die ganz unschuldig mit Aeußerungen über die bildenden Künste, über Theater oder Schlittschuhlauf begann, aber unweigerlich damit endigte, daß der Betreffende unter seiner Bewachung in den Tanzsaal zurückgeführt und hier irgend einer älteren Freundin des Hauses vorgestellt wurde, deren Ballkarte noch einige Lücken aufzuweisen hatte.

Frau Engelhardt hatte Hans den Kotillon versprochen. Als man aber gegessen hatte und der Tanz begann, suchte er sie vergebens im Saal und in den anstoßenden Stuben. Schließlich fand er sie in einem kleinen, schwach erleuchteten Boudoir, einem sechseckigen Turmzimmer an der anderen Seite des Wohnzimmers. Sie saß hier ganz allein in der Ecke eines Sofas, das man nicht eher sehen konnte, als bis man in der Tür stand.

Sie empfing ihn mit sanfter, müder Melancholie, sagte, daß er nun wohl böse auf sie sein würde, aber sie habe keine Lust mehr zu tanzen, und natürlich könne sie nicht von ihm verlangen, daß er auf den Tanz verzichten solle, um hier zu sitzen und sie zu unterhalten. Ein solches Opfer würde sie unter keinen Umständen annehmen ... er dürfe sich in keiner Weise verpflichtet fühlen.

Trotz seiner gesellschaftlichen Unerfahrenheit war Hans jedoch nicht so dumm, daß er die Absicht nicht verstanden hätte. Er schob einen Stuhl zu ihr heran, und eine Weile saßen sie nun beide schweigend da, während die Musik und das Getöse aus dem Tanzsaal zu ihnen hereindrang — stark gedämpft, da zwei bis drei große Zimmer dazwischen lagen. Da ergriff Hans plötzlich ihre Hand, die entblößt auf der Sofalehne lag, und als sie sie ihm nicht entzog, erklärte er ihr in sehr ungeschminkten Worten seine Liebe und wiederholte seine Bitte, ihm eine Zusammenkunft zu gewähren. Sie versprach schließlich, ihm zu Willen zu sein, und er beugte sich über ihren weißen Arm und drückte ein-, zwei-, dreimal einen Kuß darauf, oben am Ellbogen. Er hatte eigentlich geglaubt, daß sie es ihm verwehren würde, und sie sagte denn auch, daß sie ernstlich böse werden würde, falls er es öfter täte — aber der feuchte Glanz der Augen und das Schwellen des mächtigen Busens widersprach ihren Worten.

Jetzt hörte man aber Schritte in dem Zimmer nebenan. Hans hatte gerade noch Zeit gehabt, sich hinteniüber in den Stuhl zu werfen, als Neergaards lange Gestalt in der Türöffnung sichtbar wurde. Er verneigte sich höflich entschuldigend, doch blieb er dort stehen, die Hände auf dem Rücken, als überlege er, ob er hineingehen solle.

„Treten Sie näher!“ sagte Frau Engelhardt.

„Sehnen Sie sich nach Gesellschaft?“ fragte er auf eine Weise, die Hans nicht gefiel — beinahe herausfordernd klang es.

„Das gerade nicht; aber wenn sie etwas Amüsantes zu erzählen haben, so wollen wir es gern hören.“

„Ach ja, Sie und Herr Ingenieur Sidenius sitzen hier nun auch so trostlos einsam ... so ganz von aller Welt verlassen.“

„Ja,“ entgegnete sie, indem sie mit einer matten Bewegung den Fächer entfaltete und sich in die Sofaecke zurücklehnte. „Es ist traurig ... Ich bin so müde ... ganz erschöpft vom Tanzen und von den vielen Menschen. Aber Sie? Weshalb tanzen Sie denn nicht? Sie sind ja obendrein heute Abend so stark in Anspruch genommen.“

„Ach nein, gnädige Frau,“ — er entschloß sich endlich, hineinzugehen — „ich glaube, daß auch ich mich in dieser stimmungsvollen Dämmerung darauf einüben will, der Welt Valet zu sagen. — Gestatten Sie?“

Er rollte einen Stuhl an die entgegengesetzte Seite des Sofas heran, wo Hans saß. So kam es, daß sich die beiden von Angesicht zu Angesicht gegenüber saßen, ohne sich bisher begrüßt zu haben.

Frau Engelhardts Zunge wurde auf einmal sehr lebendig. Sie kritisierte die Zusammensetzung der Gesellschaft, sprach über das Souper, das sie sehr lobte, und dann über die Toiletten verschiedener anwesender Damen. Hans saß da und beobachtete Neergaard und sagte nichts. Auch Neergard sprach nicht. Er hatte sich vornübergebeugt, so daß man sein Gesicht nicht mehr sehen konnte. Die Ellbogen ruhten auf seinen Knien, und die langen Hände — die ein wenig zitterten — spielten mit den ausgezogenen Handschuhen.

„Was für ein langweiliger Gesell Sie geworden sind, Neergaard,“ unterbrach sie sich plötzlich selbst. „Und Sie, die Sie einst so unterhaltend waren! Was haben Sie eigentlich? ... Da ist natürlich irgend eine Dame mit im Spiel.“

„Mag sein!“

„Ja, dies kleine Fräulein Holm. Natürlich! Sie muß ja ganz nach Ihrem Geschmack sein. Sie müssen nämlich wissen, Herr Sidenius ... Herr Neergaard ist immer so galant gewesen, mir zu erzählen, daß er für die Hellblonden und Blauäugigen schwärmt. Und dann ist sie ja obendrein auch noch vom Lande,“ sagte sie, wieder zu Neergaard gewendet. „Lauter Kleeduft und Sommersonne und süße Milch .... eine vollkommene kleine Meierin, so wie Sie es sich ja immer gewünscht haben. — Wann soll die Hochzeit sein?“

Herr Neergaard, der den Kopf erhoben hatte, lehnte sich nun gegen die Stuhllehne zurück, legte den Klapphut auf seinen Magen, faltete die Hände darüber und sagte mit einem satten Seufzer: „Wenn man mein Alter erreicht hat, tut man wohl am klügsten daran, sich als einen bereits Heimgegangenen zu betrachten. Dann bleibt einem nur noch übrig, für ein anständiges Begräbnis zu sorgen.“

Frau Engelhardt lachte.

„Jetzt sehen Sie wirklich zu schwarz. Was sollten wir armen Frauenzimmer dann wohl sagen? ... Sehen Sie sich doch den alten Rittmeister Frick da drinnen einmal an, er ist zweiundsechzig und hält sich beim Tanzen noch wie ein junger Leutnant. Ich bin überzeugt, er macht noch Eroberungen unter den Damen ... Ach nein, die Männer haben in Ihrem Alter noch viel Glück zu erwarten.“

Neergaard verneigte sich vor ihr.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, für Ihre an der Bahre gehaltene trostreiche Rede. Ich weiß ja freilich, daß man — Männer wie Frauen — heutzutage die Kunst versteht, eine recht täuschende Jugendfrische bis in ein ziemlich hohes Alter hinein zu bewahren, so wie man auch das Verfahren erlernt hat, junge Erbsen, Spargel und anderes Sommergemüse zu konservieren. Aber so ein alter eingekochter Rittmeister ist mir nun doch etwas Widerliches. Nein, man soll bei Zeiten resignieren, soll der Jugend geben, was der Jugend ist ... dann erspart man sich viele Widerwärtigkeiten. Und Widerwärtigkeiten kann man in einem Alter ja noch zur Genüge haben. Gicht, Verdauungsbeschwerden, Hafersuppen, Steinschmerzen und der Operationstisch — das sind die reellen Werte, die uns bleiben, wenn wir jenseits der Vierzig angelangt sind.“

„Und dann die Erinnerungen,“ kam es weich dazwischen geworfen aus Frau Engelhardts Munde. „Die guten Erinnerungen, Neergaard .... die vergessen Sie.“

„Die Erinnerungen? ... Hm! ... Sind das nicht auch so eine Art eingekochter Waren, ein armseliger Wintertrost für den Verlust des Sommers, der entschwand? Nein, reden wir nicht von Erinnerungen! Sie sind nur noch eine Plage mehr ... sie sind es ja, die uns, wenn wir älter werden, alle Schickungen des Lebens als beständig schwächere und ermüdendere Wiederholung empfinden lassen.“

„Ach, Sie sind heute Abend ganz unmöglich. Sie sind krank, Neergaard ... Sie leben sicher zu unregelmäßig. Sie sollten wirklich mit einem Arzt reden. Ich bin überzeugt, er würde Ihnen eine Kur in Karlsbad empfehlen.“

„Vielleicht. Oder eine dieser bekannten, wirkungsvollen Eisenpillen ... einen Revolverschuß zur Zeit. Als schmerzstillendes Mittel sollen sie unübertrefflich sein.“

„Ach, jetzt will ich nicht mehr mit Ihnen plaudern. Daß Sie auch nicht einen Augenblick ernsthaft reden können!“

Hans hatte während dieses Wortwechsels seine